

(Für die „Indiana Tribune.“)

Gefunden und verloren.

Original-Erzählung aus dem Thüringer Walde
von R. T.

(Fortsetzung.)

„Das ist leider wahr,“ erwiderte Leonh., „aber, wenn Sie nicht an eine Vergeltung im Jenseits glauben, dann glauben Sie wohl überhaupt nicht an einen Gott, der unsere geheimsten Gedanken erräth, der uns lenkt u. führt auf allen unseren Wegen und ohne dessen Wissen kein Sperling vom Dache fällt!“

„Das will ich damit nicht gesagt haben, daß es keinen Gott geben soll,“ ersekte der Alte, „aber an eine Auferstehung, an ein Fortleben in einem besseren Jenseits kann ich nun einmal nicht glauben. Wenn wir einmal todt sind verscharrt man uns, wir werden ein Fraß der Würmer, werden zu Staub, und der Wind kommt und weht denselben nach allen Richtungen hin.“

„Eine Inkonsistenz in Ihrer Denkweise würde das aber immer sein,“ versetzte Leonhardt. „Wenn Sie überhaupt an einen Gott glauben, dann müssen Sie sich denselben nicht so unvollkommen und kleinlich vorstellen, daß er nicht im Stande sei ein vergeltender Gott zu sein. Wie vieles Gutes giebt es nicht auf dieser weiten — und fügen wir immer hinzu — schönen Erde, wie mancher wird nicht in der Blüthe seiner Jugend, ohne noch etwas von der Welt genossen zu haben, hinweggerafft? Für wie viele tausend Glende und Krüppel wäre es nicht besser, nie geboren zu sein, und was haben all die Tausende die vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein im Schweisse ihres Angesichts ihr Brod essen müssen, was haben alle die, die nur Hunger, Kummer und Elend, ohne ihres Lebens froh zu werden, hier erdulden müssen, gesündigt daß sie Gott gleichsam in seinem Zorne entstehen ließen, um sie dann für immer vergehen zu lassen? — Wäre dieser Gott all den in ihrem Jammer Ersticken, all den Glenden für das erlittene Ungemach, für allen Gram und Jammer nicht ein Fortleben in einem besseren Jenseits als Entschädigung für die Qualen dieses Lebens schuldig? — Ja, er wäre es ihnen schuldig, ohne daß sie ihn erst darum zu bitten hätten! Ich kann mir einen Gott nicht vorstellen, der Wesen entstehen ließe, um sie nur leiden und dulden zu lassen. Dies wäre der reinste Hohn und läge aus, als ob er sich an den Leiden der Unglücklichen nur weiden wolle, und sie dann für immer untergehen zu lassen. Wenn ein allgerechter, allwissender Gott, der doch die Zukunft eines jeden Menschen noch vor seinem Entstehen voraus weiß, dennoch Menschen entstehen läßt, die nichts, wie Kummer und Elend auf dieser Erde zu ertragen haben, so wird er sie auch für all das erlittene Böse entschädigen! Also giebt es einen allwissenden unsere geheimsten Gedanken kennenden Gott, dann muß es auch ein Fortleben, ein Wiedersehen, eine Vergeltung nach dem Tode in einer besseren Welt geben; oder aber es gibt keinen Gott, daher auch kein Wiedersehen in einem bekannten Jenseits.“

„Ja, das leuchtet ein,“ meinten die Anderen.

„Und,“ meinte einer der jüngeren, einer herkulische Gestalt mit bleichem Angesicht dunkelgeordneten Haare und großen aber gutmüthigen Augen, „würde es Gott dulden, daß hunderttausende unserer Mitmenschen auf eine schreckliche Weise unter der gräßlichsten Qualen auf den Schlachtfeldern umkommen müssen? Und weil er die Verzweiflung mancher alten Mutter, die sich ihrer letzten Stütze beraubt sieht, ungerührt mit ansehen können? Wäre nicht der herzbrechende Schmerz einer Braut, die vertrauensvoll die letzten Reichen der heimkehrenden Krieger an sich vorüberziehen läßt, ohne daß der heißgeliebte Bräutigam ihr freudestrahlenden Angesichts in die Arme eilt, die harrt und fragt bis der Letzte der Heimkehrenden vorüber ist, bis sie den unter jähem Aufschrei erfährt, der über Alles Geliebte wurde nimmer heimkehren, würde ihm solch ein Anblick des Jammers eine Lust sein? O, nein, das kann nicht sein, das müßte sonst ein zehnmal schrecklicher Gott sein.“

„Krieg und Gott — das verträgt sich durchaus nicht miteinander,“ ergänzte Leonhardt. „Wenn zwei Fürsten gegeneinander den Krieg führen, so rufen die Vertreter der christlichen Religion beider kämpfenden Theile, ein und denselben Gott um Sieg an und erschließen von ihm den Untergang des Gegners. Der so von beiden Theilen

angerufene Gott befinden sich nun aber in einer argen Klemme, denn wenn soll er, da beide Theile Recht zu haben vermeinen und ihn um Sieg anrufen helfen?“

„Dagegen läßt sich nichts einwenden,“ bestätigte jener jüngere Arbeiter. „Als wir im Jahre 1866 deutsche gegen deutsche Brüder ausziehen mußten, da beteten daheim die Pfaffen für den Sieg und wir wurden vor dem Kampfe gesegnet. In Oesterreich beteten ebenfalls die Pfaffen von den Ranzeln herab um den Sieg und lästerten und schimpften gegen die bösen Krieger, die Gott vernichten mögen. Wir aber vertrugen uns nach dem Kampfe mit unseren österreichischen Brüder ganz gut und wunderten uns selbst wie wir uns gegenseitig bekämpften und umbringen konnten. Hatten wir uns doch nie im Leben gesehen und uns nie etwas zu Leide gethan. Wir reichten einander Erquickungen und waren zu einander, wie gute Kameraden — und wie es an's Scheiden ging, da wurden die Augen so manches bärtigen Kriegers feucht. Während des frischen frühlingsschlages gegen unseren sogenannten Erbfeind, da habe ich Scenen erlebt, die mir, wenn ich daran denke, noch heute das Blut in den Adern fließen machen. Wir als Soldaten, wir mußten uns einmal in den mörderischen Kampf hineingeführt, unserer Haut wahren, das erforderte dann unser persönliches Interesse, aber wehe denen, die die Urheber solcher Missetheuen sind. Der Krieg verwildert und verthiert die Menschen, die ganze Bestie des Menschengeschlechts kommt dabei zum Vorschein, aber auch schöne Züge edler Menschlichkeit konnte man wahrnehmen. Besonders waren es die Bürger Frankreichs, die sich bemühten, uns auseinander zu legen, wie sie ebensoviele Schuld an dem blutigen Kriege wären, wir wir. — Sie behandelten uns fast durchweg auf's Freundlichste und manchem unter uns wurde der Abschied recht herzlich schwer. Eine Lehre aber zogen wir aus alledem: und zwar die, daß die Völker wahrlich kein Interesse an blutigen Kriegen haben. Diese zerfahren im günstigsten Falle nur den Wohlstand der Nationen und ihre besten Söhne müssen dabei verbluten, während daheim Weiber und Kinder hungern.“

„Das Interesse der Völker,“ ergänzte Leonhardt, „erschleibt ein friedliches Nebeneinanderleben der Nationen und ein dadurch bedingtes Aufblühen der Industrie zu ungeahnter Höhe — Krieg und Gott! — es hat sein Bewenden mit diesem Gott.“

„Siehst Du, Sepp, das war auch schon längst meine Meinung,“ sagte einer der Arbeiter zu einem seiner Collegen.

„Unsere Vorfahren,“ fuhr Leonhardt weiter fort, „die alten Germanen glaubten an keinen persönlichen Gott, so wie er uns heute dargestellt wird. Sie sahen die Pracht und Herrlichkeit der Natur, sahen über sich das Firmament mit unzähligen Sternen ausgebreitet, sahen die Schaulust der Natur, wenn majestätisch die Wetter grollten und die Blitze zuckten, sie beugten sich vor der Gewalt der Natur, wenn der Sturmwind daherkam und ihre Eichenwälder mächtig schüttelte, oder wenn er zum Orkan verflücht hundertjährige Bäume entwurzelte zu Boden warf, sie erstreuten sich des befruchtenden Regens und und der erwärmenden, die Früchte reifenden Sonnenstrahlen und verehrten daher die das All durchdringende und belebende Alles schaffende Kraft der Natur, indem sie sich für jede Naturscheinung oder Kraftäußerung derselben eine allegorische Figur schufen, die sie mit Festen und Feiertagen ehrten. Sie waren im eminentesten Sinne des Wortes Pantheisten; sie glaubten, daß das Weltall mit seiner Alles hervorbringenden belebenden Kraft die Gottheit selbst sei. Und sie waren in ihrem Glauben glücklich! — Da zwang man ihnen von Rom aus mit der Gewalt des Schwertes das Christenthum auf. Wie sich unsere Vorfahren dagegen wehrten, ist allbekannt. Bis zuletzt widerstanden die Dithmarschen der Einführung des Christenthums und verteidigten ihre alten Freiheiten und Rechte mit rührender Tapferkeit. Die Weiber selbst thaten es ihren Männern an Tapferkeit voraus und feuerten ihre Männer und Kinder zum Siege oder Sterben an. Wunder der Tapferkeit wurden berichtet, die für alle Zeiten mit unaussprechlicher Schrift in die Annalen der Geschichte eingetragen sind. Aber auch dieser letzte Rest unserer Vorfahren mußte der Uebermacht der Gewalt des Schwertes weichen. Ihre alten Götter wurden zerstört und das Christenthum wurde auch bei ihnen eingeführt. Mit der

Gewalt des Schwertes wurde unsern Vorfahren das Christenthum aufgedrungen und mit Folter, Schwert und Scheiterhaufen wurde es Jahrhunderte hindurch aufrecht erhalten. Hunderttausende fielen der höheren Ehre des Christengottes zum Opfer und andere Hunderttausende wurden durch die heilige Inquisition zu Tode und zu Krüppeln gemartert. So wurde die Lehre des großen Nazareners entweiht und den herrschsüchtigen Pfaffen und Kirchenfürsten verflücht und verunstaltet.“

Der Pantheismus oder Glaube, daß die Natur die Gottheit selbst sei, wurzelt noch heute tief im deutschen Volke und durch die Wissenschaft gestärkt, wird die Verehrung der Natur, wie ein Phönix aus der Asche des Aberglaubens wieder hervorsteigen. Die Zeiten sind andere geworden, der noch ungebildete Sinn unserer heidnischen Vorfahren, mußte sich nothwendig für jede Naturkraft, die er begreifen und fassen konnte, ein Bildniß aus Holz oder Stein schaffen, oder einzelne alte riesenhafte Bäume, wie die Boanische, verehren; heute ist das nicht mehr nöthig, wir Menschen von heute wissen uns vermittelst der Resultate der Wissenschaft die verschiedenen Naturscheinungen zu erklären, wir erkennen den ewig unveränderlichen Kreislauf der Natur und da wir nun einmal auf dieser Erde zu leben gezwungen sind, so lernen wir dieselbe auch lieb gewinnen. Wir lernen sie lieben, weil wir selbst ein unendlicher Theil davon sind, das vollkommenste Erzeugniß derselben, und die Achtung Alles dessen, was Menschenantheil trägt, die Fortbildung zur höchsten Stufe der Humanität wird daher die Religion der Zukunft sein.“

„Empfand ich doch stets ein heiligeres, höheres, ein erhebenderes Regen in meiner Brust, als in unseren Kirchen, wenn ich im grünen Walde, in diesem Dome der Natur stand und die Kronen der Bäume sich über mir schlossen, wenn die Vögel über mir in den Zweigen zwitscherten und Alles um mich her grünte und blühte,“ versetzte der Alte, „da war mir's so wunderbarlich zu Muthe, daß ich — warum soll ich mich schämen, es zu sagen — daß ich hätte niederknien können, um den mütterlichen Boden inbrünstig mit meinen Lippen zu berühren — Alles entflammte mich — wir selbst sind ihm entsprungen — sein Atom geht ihm verloren — und auch wir vereinigen uns wieder mit ihm. Eine kurze Spanne Zeit und wir sind nicht mehr als diese Hand voll Erde, die ich hier vom Boden aufhebe. — Ja, heilig muß uns der Boden, muß uns unsere Mutter Erde sein; schon viele Tausende vor uns entsprungen denselben und vermählten sich wieder mit ihm, noch viele Tausende nach uns werden entstehen, werden auf ihm wandeln in Freud und Leid, um dann dasselbe Schicksal ihrer Vorgänger zu theilen — um sich wieder zu vereinigen mit der Scholle.“

„Wie schön sagt nicht Anaxagoras Grün in seinem „Dorn der Zukunft“, meinte Leonhardt, „daß man, nachdem viele Generationen verschwunden sein würden, mehr die Bedeutung eines Kreuzes, noch die eines Schwertes zu deuten wissen werde. Alle Religionen werden dann verschwunden sein, kein Volk werde mehr gegen das andere brudermörderisch zu Felde ziehen, eine tiefe Sittlichkeit würde gleichsam ins Fleisch und Blut der Menschen übergegangen und die Moral die einzige Religion aller Menschen sein.“

Wohl werden die Schwerte, wohl werden die Kreuze verschwinden, aber die Geschichte wird auch von Generation zu Generation das Geschehene überliefern. In vergangenen Zeiten, wo man noch nicht schreiben konnte, da wurde Jahrhundert hindurch das Geschehene nur von Munde zu Munde überliefert, um dann schließlich immer mehr verdunkelt, der Vergessenheit anheimzufallen, heute aber und nach Erfindung der Buchdruckerkunst, ist ein Vergessen nicht mehr möglich. Was heute und vor Jahrhunderten die Menschheit bewegendes, die Bedeutung des Kreuzes und des Schwertes, alles dies, es wird aufbewahrt zum warnenden und zugleich belehrenden Beispiel für künftige Geschlechter; die Geschichte wird die Lehrmeisterin der Völker, der Menschheit im wahren Sinne des Wortes werden.“

„Sie glauben also an das Kommen besserer Zeiten, wo die Menschen friedlich und in Liebe neben einander wohnen, wo sie sich nicht mehr gegenseitig zerstören, wo nicht der Sieg des einen, des anderen Untergang bedeutet?“ meinte der Alte.

„Allerdings,“ versetzte Leonhardt, „aber mit dem Kommen dieser Zeiten hat es kein Bewenden, so lange noch der größte Theil

des Volkes in Nacht und Finsternis einherkriecht, ohne nur einige Kenntniß von den Rechten und Pflichten eines Staatsbürgers zu besitzen. Die Rechte der Staatsbürger liegen in den meisten europäischen Ländern sehr im Argen, während man den Völkern in sehr dreistlicher Weise die Pflichten begreiflich macht, Pflichten, die es in entwickelteren Staatswesen nicht einmal giebt. Da es aber vorläufig kein anderes Mittel giebt, mehr Rechte zu erlangen, als die bereits bestehenden möglichst auszunutzen und auf Grund derselben weitere zu erstreben, so sind auch die Kenntnisse dieser problematischen Rechte unbedingt nothwendig.“

Da die Zeit schon vorgeschritten war, verabschiedete sich Leonhardt von den Leuten, wünschend, sie möchten ihrer Ueberzeugung getreu bleiben und im Sinne derselben unter ihren Arbeitsgenossen zu wirken suchen.

Er lenkte seine Schritte wieder dem Städtchen zu, wo an diesem Tage zufällig die 13. Lehrerversammlung des Ländchens, zu welchem J. gehörte, stattfand.

Als er in den Versammlungsraum eintrat, hatten bereits die Verhandlungen begonnen. Man strebte unter anderen dahin, den Lehrerstand unabhängig von der Geistlichkeit zu machen; auch wurde der vermeintlichen Verwilderung der Jugend gedacht und es den Socialdemokraten schuld gegeben, wenn die Knaben kaum aus der Schule entlaufen, schon mit brennenden Cigarren und die Mützen auf den Köpfen in den Tanzlocalen erschienen. Einer der Anwesenden erklärte jedoch, daß die Versammlung nicht competent sei, über sociale Fragen zu urtheilen; man solle sich daher hüten, Factoren in die Debatten zu ziehen, die hier nicht diskutierbar wären.

Der Angelpunkt der ganzen Versammlung war, eine menschenwürdige Stellung des Lehrerstandes im Allgemeinen zu erringen, da der Lehrer mitunter nicht besser als ein Tagelöhner gestellt sei. Lehrer-Wittwenkassen wurden in Vorschlag gebracht und empfohlen, sowie auch zur Besserstellung der Lehrerfamilie über die billige und leichte Anschaffung von Nähmaschinen für die Lehrerfrauen beraten. Man beschloß zu diesem Zwecke sich direct mit einer Fabrik in Verbindung zu setzen, damit durch Ratenzahlung es jedem ermöglicht werde, in den Besitz einer solchen Maschine zu gelangen.

Außer den pädagogischen Fragen, die nur secundär behandelt wurden, bildete also die Besserstellung des Lehrerstandes das Hauptthema.

O tempora, o mores! dachte Leonhardt, wie ist Alles anders geworden, aus Allem, was ich bis jetzt hier gesehen und gehört, geht klar hervor, daß hier nicht mehr Alles so friedlich, so harmonisch zusammenlebt; es ist auch hier eine Kluft entstanden, die Arm und Reich von einander getrennt hält. Wohl sind Berg und Wald noch dieselben, aber zwei Jahrzehnte hatten in gesellschaftlicher Beziehung Alles gründlich geändert, wohl läßt sich noch heute nicht der herzlich biedere Charakter der Bergbewohner hinwegläugnen, aber die verderbliche Absonderung der Besitzenden von den Nichtbesitzenden, der zahlungsunfähigen Moral vor dem armen Hungerleidenden das wird auch schnell die Kluft zwischen Mensch und Mensch immer mehr erweitern und nach und nach den Bergbewohnern ihren Charakter zu rauben im Stande sein.

Am selben Tage Nachmittags unternahmen die Lehrer einen vom schönsten Weiter begünstigten Ausflug nach einem kleinen Dörfchen vom Städtchen entfernten Walddörfchen.

Leonhardt schloß sich dieser Partie an. Es war ein heiteres buntes Gemisch, was sich, als er auf dem Sammelplatze ankam, seinen Blicken darbot. Die jungen Damen des Städtchens schlossen sich sehr zahlreich dem Zuge an und auch die Töchter der Spitzen der Stadt hatte sich zu dieser Partie in starker Anzahl eingefunden. Die jungen Mädchen des Ortes waren jugendfrische von Gesundheit blühende Gestalten, die zu dreien und vierten aneinandergehängt, hin und wieder verflohlene Blicke nach rechts und bald nach links nach den sie umherstehenden jüngeren Lehrern werfend, munter einherschritten; einige stellten wohl auch gar die Köpfchen zusammen, lächelten pfiffig, schallhaft und theilten sich ihre Meinungen, wie ihnen der oder jener gefalle, gegenseitig mit.

Der an der rechten Seite von den Dreien, mit dem calabreres Gut und dunklem Anzuge, der konnte mir gefallen,“

sagte eine allerliebste Blondine zu ihrer dunkeläugigen Freundin.

„Aber Bleschen,“ versetzte die andere, „ich begreife Deinen Geschmack nicht, der steht ja so schrecklich ernst und finstler aus, vor dem könnte ich mich fürchten. Da lobe ich mir den lustigen jungen Mann, der so fest durch seinen Klemmer in die Welt hineinschaut und so froh und lustig hinter uns mit Apothekers Nennchen lacht und scherzt.“

„Dein Geschmack ist nicht mein Geschmack,“ versetzte die andere.

„Und dies ist auch recht gut,“ fiel die Dritte der Gesprächigen ein, „denn wenn wir alle ein und denselben Geschmack hätten und unserer Aller Neigung fielen immer auf denselben Gegenstand, so würden wir am längsten Freundinnen gewesen sein und uns bald gegenseitig in den Haaren liegen.“

Solches und Ähnliches machte fast das Gespräch sämtlicher jungen Damen aus. Je näher man dem Ziele kam, je mehr fanden sich die jungen Herren und Damen, die angeborne Schüchternheit überwindend, zusammen. Manches verliebte, jedoch zu schüchterne Schulfreundlein sagte sich ein Herz und redete eins der jungen Mädchen, was ihn gerade am besten gefallen mochte, an.

Leonhardt ging allein. Er beobachtete das Treiben, welches ihn sehr amüsierte. Da wandte er sich nach links und erblickte drei junge Mädchen, welche Arm in Arm bei heiterem Gespräch munter fürpaß schritten. Er sah genauer hin und schrak heftig zusammen, daß Blut schien in seinen Adern fließen zu wollen und unwillkürlich machte er mit der Hand eine Bewegung nach dem Herzen. In der Mitte der anderen schritt das schöne blonde Mädchen, das seit gestern seine ganze Seele erfüllt hatte. — Was sollte er thun, wie sollte er sich ihr nähern? das war sein erster Gedanke. Mehrere Male war er schon im Begriff sich zu nähern und sie anzureden. Wie sollte er das aber auf schickliche Weise anfangen? Sollte er mit den abgedroschenen Wetterphrasen oder mit Ähnlichem ein Gespräch einleiten? Auch konnte er die Gelegenheit zu einer Annäherung nicht vom Zaune brechen. Dann sah sie nach der Richtung hin, wo er ging; er schrak vor ihrem Blick zusammen und hätte aus dem Bereiche ihrer Augen fliehen mögen. Und doch, wenn er etwas mehr zur Seite gegangen war, zog es ihn wieder mit Allgewalt in ihre Nähe. — Die übrige Gesellschaft hatte jetzt alles Interesse für ihn verloren, er sah nur sie und unverwandt ruhten seine Augen auf ihrer schönen ebenmäßigen Gestalt. Zu mehreren Malen von neben ihm hergehenden Lehrern angeordnet, gab er nur kurze und gestirnte Antworten, denn er fand jetzt kein Gefallen an einer Unterhaltung, sogar die mannsfache Abwechslung der wild romantischen Natur übte nicht, wie sie es sonst wohl gethan hätte, ihre ganze Zauberkraft auf ihn aus, er hörte nichts, er sah nichts außer ihr, sein Herz war so voll, er hätte laut aufjubeln mögen vor Lust und dann wurde ihm wie der so bitter, bitter weh zu Muth.

Die Musik konnte nur wenig aufspielen, weil der Weg, so lang er war, beständig bergan führte. Endlich kam man an eine Lichtung. Das Auge weilt mit Wohlgefallen auf dem schönen grünen Rasenplatz, das sich jetzt den Blicken der Ankommanden zeigte. Im Hintergrunde dieses grünen Teppichs stand ein einfaches Jägerhaus, was gleichzeitig zum Restaurationssalon diente und das Ziel so mancher durstigen Schulfreundteile war. Die wenigen Tische und Stühle, die vor dem Hause aufgestellt waren, reichten nicht aus, alle an der Partei Theilnehmenden aufzunehmen, man setzte und legte sich deshalb ohne Weiteres auf den grünen mit Moos durchwachsenen Wiesenplan nieder. Die Musik war zuerst oben angelangt und spielte jetzt einen munteren Marsch auf, der den ermüdeten Nachzügler wieder frischen Muth zum Erstiegen des letzten Restes des Berges einflößte.

Ein schönes Bild bunter Durcheinanders bot jetzt der freie Platz dar; aber noch war die rechte Gemüthlichkeit in der Gesellschaft nicht eingeleitet; Musik, Tanz und — Bier sollte erst die alte Steifheit völlig abstreifen. Der Blick, der sich hier den Angekommenen bot, war ein überaus günstiger und lohnte hundertfach die kleine Mühe des Bergsteigens, die ja in schöner Damen-Gesellschaft zehnmal leichter zu überwinden ist. Weit, weit ins Land hinaus konnte man von hier aus den forschenden Blick schweifen lassen.

(Fortsetzung folgt.)